

Es ist 6.30 Uhr in der Früh. Sie parkt ihren Wagen auf dem noch leeren Parkplatz vor dem Tierheim und eilt über den vereisten Weg zum Tor. Das ungute Gefühl, das sie allmorgendlich begleitet, ist längst zur Gewohnheit geworden. Wie immer, versucht sie, es auch an diesem Tag nicht zu beachten.

Sie steckt den Schlüssel ins Schloss, und während sie das Tor öffnet, fällt ihr eine ungewöhnliche Kunststoffbox auf, die abseits des Weges steht. Umgehend klettert sie durch das mit dornigen Ranken durchzogene Gebüsch. Kleine, unregelmäßig eingestanzte Luftlöcher im Deckel der Kiste bestätigen ihre Befürchtung.

Hektisch streift sie ihre Handschuhe ab, reißt den Deckel hoch und sieht zwei zitternde, kleine Häufchen Leben. Zwei Welpen, nicht älter als sechs oder sieben Wochen.

»Alles wird gut, habt keine Angst«, verspricht sie beruhigend, obwohl sie weiß, dass ihr nicht viel Zeit bleibt, um dieses Versprechen halten zu können.

Sie steckt die beiden unter ihre Jacke und läuft zum Büro. Während sie die Nummer des Tierarztes wählt, spürt sie, dass einer der beiden Welpen aufhört zu atmen. Ganz ruhig liegt er plötzlich in ihrer Hand.

»Gib noch nicht auf, mein Kleiner!«, fleht sie bittend, aber er kann sie nicht mehr hören.

Es dauert endlose Sekunden, bis der Tierarzt sich meldet. Während sie ihm den frühen Anruf erklärt, zieht er sich bereits die Jacke über und macht sich auf den Weg.

Sie legt den toten Welpen in einen kleinen Korb und streichelt mit ihren eiskalten Fingern über das winzige Köpfchen. »Ein kleines Mädchen«, sagt sie leise für sich und drückt den anderen Welpen tiefer in die Wärmedecke.

Er scheint kräftiger, aber auch er schlottert noch immer vor Kälte.

Vor dem Schreibtisch sitzt Leica. Eine alte Schäferhündin, die acht Jahre ihres Lebens an der Kette verbracht hat. Seit zwei Jahren ist das Tierheim ihr Zuhause. Und da sich bisher niemand für sie interessiert hat, genießt die alte Hündin einige Sonderprivilegien. Der große Korb im Büro gehört dazu.

Die Tierheimleiterin begrüßt Leica traurig. »Der Tag fängt nicht gerade gut an, was?«

Die alte Schäferhündin schnuppert an dem toten Welpen, und als ob sie die Angst dieses kleinen Wesens noch nachspüren würde, legt sie beruhigend ihren Kopf an seinen kleinen Körper.

Die Zeit des Wartens auf den Tierarzt wird zur Ewigkeit, obwohl er bereits 15 Minuten später das Tor passiert. Zeitgleich klingelt das Telefon. Einer der Mitarbeiter ist krank geworden und kann an diesem Tag nicht kommen. Mit den drei anderen Mitarbeitern bespricht sie die Neuaufteilung der anfallenden Arbeiten. Da die drei ohnehin mit ihren Aufgaben überlastet sind, übernimmt sie die Reinigung der Kleintierhäuser selbst.

Bevor sie sich auf den Weg dorthin macht, lässt sie noch die Hunde in die Freiläufe. Deren Freude ist unüberhörbar groß. Sie verteilt eilig hier und da ein paar Streicheleinheiten, kümmert sich schnell, aber liebevoll um die, die nicht aus dem Haus

wollen, und tröstet alle, die traurig sind, weil ihre Menschen sie hierher abgeschoben haben.

Der erste Käfig im Kaninchenhaus ist noch nicht fertig, als sie bereits von einer Mitarbeiterin ins Büro zurückgerufen wird. Eine aufgebrachte Frau will umgehend den Hund zurückgeben, den sie gut eine Woche zuvor zu sich geholt hatte. Auf die Frage, was denn nun so plötzlich passiert sei, antwortet die Dame, dass sie es nun wirklich leid sei, jeden Tag die vielen Haare vom Teppich zu saugen. Man hätte ihr sagen müssen, dass dieser Hund so viel Schmutz macht. Außerdem habe er seit der vergangenen Nacht nun auch noch Durchfall. Keine Minute länger sei sie bereit, diesen Hund in ihrer Wohnung zu behalten.

»Bringen Sie ihn bitte zurück in den Auslauf!«, sagt die Tierheimleiterin zu ihrer Mitarbeiterin und verzichtet auf jeglichen Kommentar.

Sie eilt zurück zu den Kleintierhäusern, reinigt die übrigen Käfige und füttert anschließend die kleinen hungrigen Mäuler. Hier und da wird geschmust und gestreichelt, auch wenn ihr die Zeit wie immer davon läuft. In Gedanken ist sie bei dem Welpen, der ohne ihr Wissen zum gleichen Zeitpunkt im Arztzimmer den Kampf um sein kleines Leben verliert.

Am Tor klingelt es. Wenige Minuten später ruft ihre Mitarbeiterin sie erneut zurück: »Jemand möchte seinen Hund abholen!«, und sie zeigt auf den schwarz-braunen Mischling, der zwei Wochen zuvor als Fundtier gebracht worden war. Die Tierheimleiterin wundert sich. Sie hatte nach der langen Zeit nicht mehr damit gerechnet, dass sich noch ein Besitzer melden würde. Im Büro angekommen, wird sie sogleich von einem lautstarken Herrn empfangen. Sie hätte ihn anrufen müssen, beschimpft er sie, es sei ja wohl ungeheuerlich, den Hund hier einfach einzu-

quartieren und dann abzuwarten. Schließlich hätte der Hund einen Chip unter der Haut. Sie versucht gegen seine Lautstärke anzukommen, was ihr allerdings erst gelingt, als der Tierarzt das Büro betritt und den Herrn um eine plausible Begründung für seine aufgebrauchte Stimmung bittet. Aus Respekt vor dem weißen Kittel beruhigt sich der Mann umgehend. Gemeinsam erklären sie ihm, dass ein Mikrochip nur etwas nutzt, wenn die Chipnummer auch bei einem Haustierregister angemeldet ist. Da er die Nummer nicht angemeldet habe, sei es unmöglich gewesen, seine Adresse herauszufinden. Auf die Frage, warum er nicht früher im Tierheim angerufen habe, immerhin wohne er doch fast in der Nachbarschaft, verliert der Mann erneut die Beherrschung.

Zurück im Kleintierhaus kommt sie kaum dazu, die letzten Aufräumarbeiten zu erledigen. Eine Fundkatze wird gebracht. Der Finder erzählt, dass die Kleine in der Nachbarwohnung zurückgelassen worden sei. Er habe sie lange weinen und miauen hören und schließlich den Hausmeister gebeten, die Wohnungstür zu öffnen.

Die graue Katze mit den weißen Stiefelchen wirkt scheu und ängstlich. Die zarten Knochen bohren sich spitz unter dem Fell hervor.

Die Leiterin des Tierheims bittet den Finder ins Büro, um die Aufnahmepapiere fertig machen zu können. Nach gut dreißig Minuten verabschiedet sie den Mann, bedankt sich noch einmal für seine Aufmerksamkeit und bittet eine der Mitarbeiterinnen, das graue Kätzchen in die Quarantänestation zu bringen und dort zu versorgen.

Mittlerweile ist es fast Mittag. Sie gießt sich eine Tasse Kaffee ein. Für mehr ist keine Zeit. Denn wieder steht jemand am Tor und klingelt Sturm. Eine Dame erklärt über die Sprech-

anlage, dass sie eine wilde Katze im Auto habe, die dringend Hilfe brauche. Es sei nicht ihre Katze, sie habe sie nur seit zwei Jahren gefüttert.

Die Tierheimleiterin schaut durch das Fenster und sieht vor dem Tor einen ziemlich noblen Wagen, neben dem eine ebenso zurecht gemachte Frau steht.

»Ich komme sofort!«, sagt sie und eilt aus dem Büro über den Platz zum Tor.

Auf dem Beifahrersitz kauert bewegungslos ein ausgemergeltes Häufchen Elend. Entsetzt betrachtet sie die Dame, die schmuckbehängt und unangebracht lächelnd vor ihr steht.

»Bitte öffnen Sie die Tür!«, sagt sie ruhig und sehr beherrscht.

»Es ist eine wilde Katze!«, gibt die Dame zu bedenken. »Sie könnte rausspringen und davonlaufen!«

»Öffnen Sie bitte die Tür!«, wiederholt die Leiterin des Tierheims ihre Bitte, und hebt wenige Sekunden später ein abgemagertes Bild des Schreckens vom Ledersitz des luxuriösen Wagens.

Das Tierchen röchelt und schnauft. Starker Schnupfen, vereiterte Augen, durch Milben verstopfte Ohren.

Sie lässt die Frau, die noch einmal betont, nicht die Besitzerin der Katze zu sein stehen, ohne auch nur noch einen weiteren Blick an sie zu verschwenden und versucht, den Tierarzt über sein Handy zu erreichen.

»Ich bin in zwei Minuten drüben«, sagt er und bringt ihr so schonend wie möglich bei, dass auch der zweite Welpe den Kampf um sein kleines Leben aufgegeben hat.

13 Uhr. Die Tierheimleiterin setzt sich an den Schreibtisch, um die liegengebliebene Post zu beantworten und die Dienstpläne für die nächste Woche zu schreiben.

»Gestorben an Unterkühlung!«, hört sie noch einmal den Tierarzt

sagen. Sie starrt auf die Dienstpläne und kann sich nur schwer konzentrieren. Sie muss sich zwingen, ihre Arbeit zu tun.

Kurze Zeit später wird es unruhig im Tierheim. Die ehrenamtlichen Spaziergänger kommen. Die Hunde sind aufgereggt. Ohrenbetäubendes Gebell setzt ein. Einer übertönt den anderen, und jeder will zuerst hinaus.

Sie schließt die Tür und stellt den Anrufbeantworter aus, um für den Rest des Tages persönlich erreichbar zu sein.

Eine Anruferin berichtet aufgereggt, dass im Erdgeschoss ihres Mietshauses eine verwirrte Frau neunzehn Katzen in einer zwölf Quadratmeter kleinen Küche hält. Keine davon sei kastriert und die meisten seien durch die Inzucht bereits schwer geschädigt.

Sie notiert sich die Adresse und verspricht, der Meldung spätestens am Abend nachzugehen.

Zeitgleich mit dem nächsten Gespräch steht unvermittelt ein Polizist mit einem Pappkarton auf dem Arm in der Tür. Ein kleiner Hund, ein Meerschweinchen und ein Kaninchen drängen sich dicht aneinander und zittern gemeinsam um die Wette.

Die Tierheimleiterin entschuldigt sich bei dem Herrn am Telefon und nimmt zunächst die drei ungleichen Gefährten entgegen. Gefunden wurde der Pappkarton an einer nahegelegenen Autobahnraststätte.

Zurück am Telefon meldet sich ein Mitarbeiter des Veterinär-amtes. Sechs kleine und drei große Hündinnen seien von der Behörde beschlagnahmt worden und sollten möglichst umgehend abgeholt werden, da sie sich in einem desolaten Zustand befänden. Es handele sich um Rassehunde, die zur Zucht missbraucht worden seien und Zeit ihres bisherigen Lebens zu

diesem Zweck ausschließlich in einem schmutzigen Stall gehalten wurden.

Sie lässt alles stehen und liegen und holt die Transportboxen aus dem Lagerraum. Innerhalb weniger Minuten ist der Transit vorbereitet, und eine der Mitarbeiterinnen jongliert ihn zügig aus dem Tor.

Sie selbst geht zurück ins Büro. Auf dem Schreibtisch findet sie eine Notiz ihres Mitarbeiters. Sie möchte sich beim Ordnungsamt melden. Die Freigabe eines von der Behörde beschlagnahmten Hundes, dessen Besitzer inhaftiert wurde, sei genehmigt.

»Ausgerechnet jetzt mussten die anrufen!«, ärgert sie sich, da sie auf diese erlösende Nachricht seit mehr als einer Woche wartet. Sie greift sofort zum Hörer, um den zuständigen Beamten zu bitten, ihr die Freigabe umgehend per Fax zukommen zu lassen, damit sie den verwaisten Hund noch am selben Abend in seine neue Familie bringen kann. Aber das Amt hat bereits geschlossen.

»Schriftlich bekomme ich das heute also nicht mehr!«, stellt sie für sich fest und wählt die Nummer der Familie, die ebenfalls sehnsüchtig auf diese Nachricht wartet. Die Freude am anderen Ende ist groß, und der Termin zur Übergabe wird für den nächsten Tag vereinbart.

Eine knappe Stunde später kommt das Ehepaar, das schon eine ganze Weile täglich mit Leica spazieren geht. Sie lachen und sehen glücklich aus.

»Sympathische Menschen!«, denkt die Tierheimleiterin und beobachtet Leica, die nervös und schwanzwedelnd vor der verschlossenen Bürotür hin und her wippt.

»Du hast schon gemerkt, dass sie kommen, was?« Sie hat

es noch nicht ausgesprochen, da stehen die beiden auch schon im Büro.

»Wir werden sie mitnehmen. Wir haben alles vorbereitet«, sagt der Mann sogleich, und Leica scheint verstanden zu haben, was er ihr da vorgeschlagen hat. Sie springt an ihm hoch und wirft ihn mit ganzer Kraft auf das - Gottlob! - hinter ihm stehende Sofa.

»Wohin wollen Sie Leica mitnehmen?«, fragt die Leiterin und zieht die Stirn in Falten.

»Nach Hause, wohin sonst?«, bekommt sie zur Antwort und sie weiß nicht, ob sie vor Freude lachen oder weinen soll.

Eine halbe Stunde später nehmen sie und zwei ihrer Mitarbeiter Abschied von Leica. Tränen des Glücks vermischen sich in diesem Augenblick mit den Tränen der Trauer um die toten Welpen.

Am frühen Abend kommt die elegante Dame, die das kleine verschnupfte Kätzchen gebracht hatte, noch einmal zurück. Sie würde es gern wiederhaben, wenn es gesund sei, meint sie, und ob sie sich darauf verlassen könne, dass sie angerufen würde, wenn es soweit sei.

»Das Veterinäramt wird sich bei Ihnen melden!«, antwortet die Tierheimleiterin im Vorbeigehen, da sie gerade auf dem Weg zum Tierarzt ist. »Dem Amtstierarzt werden Sie noch ein paar Erklärungen geben müssen.«

Im Arztzimmer angekommen, zerreißt ihr der Anblick der neun Hündinnen, die bereits notversorgt werden, das Herz. Sämtliche Knochen drücken sich durch dünnes und filziges Fell. Ihre Haut ist voller Entzündungen, Kratzwunden und Geschwüre. Zwei der Schäferhündinnen sind tragend. Sie zittern vor Angst. »Werden sie es schaffen?«, fragt sie, und der Tierarzt zieht zweifelnd die Schultern hoch.

Leise klopft es an der Tür. »Entschuldigen Sie! Man sagte, wir können Sie hier finden. Haben Sie einen Moment Zeit für uns?« Von einer wartenden Mutter und ihrer Tochter wird sie gebeten, ihnen den schwarz-weißen Kater Felix vorzustellen. Er sei im Katzenhaus nicht von ihrer Seite gewichen.

Sie lässt sich nicht zweimal bitten, denn Felix sitzt schon seit drei Jahren im Tierheim, und bisher hat sich noch niemand für ihn interessiert.

Während sie die Schleusentür öffnet und davon erzählt, wie reserviert Felix sei, und dass man ein bisschen Geduld aufbringen müsse, bis er sich streicheln lässt, kommt er geradewegs angerannt und schnurrt beiden um die Beine. Die Tochter nimmt ihn auf den Arm, und er drückt sein Köpfchen fest gegen ihren Hals. Alle sehen sich an und lachen, und Felix hat sein Glück gefunden.

»Chef! Telefon!« schallt es wenig später durch die Dunkelheit. Sie hetzt ins Büro, und ein Unbekannter erkundigt sich am anderen Ende der Leitung nach den Welpen. Sie knallt ihm um die Ohren, dass beide jämmerlich erfroren seien, und sie sich nichts sehnlicher wünsche, als dass er seine gerechte Strafe dafür bekommen werde.

Aufgebracht verlässt sie das Büro und läuft einem noch aufgebrachtsten Herrn direkt in die Arme. Sein Anliegen: eine Beschwerde. Ihre Mitarbeiterin habe ihn sage und schreibe zwanzig Minuten warten lassen, bevor sie sich um ihn und seine Wünsche gekümmert habe. Außerdem hätte er sich ein wenig mehr Freundlichkeit von ihrer Seite gewünscht, denn schließlich tue er ihnen doch einen Gefallen, wenn er sich in ihrem Tierheim einen Hund aussuche.

Die Tierheimleiterin atmet einmal tief durch, entschuldigt sich und erklärt dem Herrn, dass an diesem Tag einer ihrer Mitarbeiter wegen Krankheit ausgefallen sei und sie alle Hände voll

zu tun hatten. Der Mann hat dafür kein Verständnis und will sich lieber woanders nach einem passenden Tier umsehen. Sie nickt, und in dem Moment fällt ihr ein, dass sie nicht einmal den Kaffee getrunken hat, den sie sich am Mittag eingegossen hatte.

Abschließende Gedanken:

Leider kommen Beschwerden, wie die des aufgebrauchten Besuchers, dem im Tierheim nicht sofort die erwünschte Aufmerksamkeit zuteil wurde, häufig vor. Und immer wieder höre ich davon, dass die Freundlichkeit der Tierheimmitarbeiter zu wünschen übrig lasse.

Liebe Leserinnen und Leser, die meisten von uns fürchten sich vor dem Gang ins Tierheim. Das Leid, das uns dort in seiner geballten Form erwartet, ist deprimierend und belastend. Die Tierschützer, die vor Ort arbeiten, stellen sich diesem Leid jeden Tag aufs Neue. Oft sind sie Tag und Nacht im Einsatz und mit den anfallenden Arbeiten völlig überlastet. Da bleibt es nicht aus, dass sich der eine oder andere diese Strapazen anmerken lässt und sich womöglich auch einmal unfreundlich oder gar ungeduldig gegenüber Besuchern zeigt.

Ich möchte an dieser Stelle keineswegs unfreundliches Verhalten entschuldigen. Denn ohne eine gute Öffentlichkeitsarbeit ist Tierschutzarbeit weder möglich noch sinnvoll. Aber ich möchte an Ihr Verständnis appellieren: Tierschützer, die tagtäglich mit der massivsten Form des Tierleids konfrontiert werden, können ihre Arbeit nicht immer mit einem Lächeln auf dem Gesicht verrichten. Lassen Sie sich davon nicht abhalten, ein Tierheim zu besuchen. Denken sie einfach daran, dass sich hinter jedem vermeintlich unfreundlichen Tierheimmitarbeiter ein Mensch versteckt, der eben auch nur ein Mensch ist.